

Unser Planet.

B l ä t t e r

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

U n t e r h a l t u n g s b l a t t.

N^o 13. (II. Jahrg.) Montag, den 17. Januar.

1831.

Der deutsche Michel.

Den deutschen Michel lob' ich mir,
Der Michel ist so gut;
Vergessen hat er seine Schmach
Und seiner Brüder Blut.

Mit fremden Farben schmückt er sich,
Die stolz der Franke trug,
Als er mit seiner Eisenhand
Ihm tiefe Wunden schlug.

Den deutschen Michel lob' ich mir,
Der Michel ist so gut;
Vergessen hat er seine Schmach
Und seiner Brüder Blut.

Was auch der schlaue Franke sagt,
Er glaubt es ihm aufs Wort,
Bis das am Boden hingestreckte
Die deutsche Eiche dort.

Den deutschen Michel lob' ich mir,
Der Michel ist so gut;
Vergessen hat er seine Schmach
Und seiner Brüder Blut.

Will einst der Franke auf Besuch
Zum deutschen Michel ziehn,
So giebt der deutsche Michel sich
Dem Joche wieder hin.

Den deutschen Michel lob' ich mir,
Der Michel ist so gut;
Vergessen hat er seine Schmach
Und seiner Brüder Blut.

Die Wunden alle sind vernarbt,
Getilgt der Fesseln Spur,
Die Speicher bis zum Giebel voll
Erwarten Gäste nur.

Den deutschen Michel lob' ich mir,
Der Michel ist so gut;
Vergessen hat er seine Schmach
Und seiner Brüder Blut.

Die Dörfer sind neu aufgebaut
Die Städte blühend reich,
Die Gräber vom Jahr Dreizehn her
Sind all' der Erde gleich.

Den deutschen Michel lob' ich mir,
Der Michel ist so gut;
Vergessen hat er seine Schmach
Und seiner Brüder Blut.
Carl Baron von Schweizer.

Virginia Accoramboni.

(Fortsetzung.)

Eminenz können Gesichter und Augen lesen wie Buchstaben. Aber mein Herr hat mich nicht verloren. . . .

Der Cardinal drang mit stehendem Blicke in seine matten Augen, und der alte Mann schmolz gleichsam zusammen, fiel auf die Kniee, und deutete mit der zitternden Hand auf die lange Tafel, die in der Mitte der Halle stand, und mit einem Teppich bedeckt war.

Der Cardinal riß ihm die Wachsfackel aus der Hand. Camilla zog den Teppich vom Tische, und ehe dem Cardinal die Wachsfackel entfiel und am Boden verlosch, hatten Beide schon das Entsetzliche gesehen. Was sie aber erblickt, war nicht sowohl nur beweinenwürdig, sondern im höhern Grade Schmerzerstarrend und Grimmauffschreiend. Sie hatten den Bräutigam Perretti an seinen Kleidern erkannt, wie er ermordet und blutbesleckt da lag; aber er schien es nicht — denn ihm fehlte das Haupt! Und so fehlte das Gesicht, das allein des Menschen Gestalt zum Menschen macht. Und so fehlten die stillen Züge des Todten, die blasse Wange und das geschlossene Auge. Und so schien hier nicht sowohl ein Mensch gestorben, sondern nur eine wilde Frevelthat an einem Todten begangen. Selbst seine Mutter Camilla warf sich nicht über ihn hin, sondern wandte sich vor Entsetzen mit ungeheuerem Schmerz ab, und selber die Knaben drängten sich an ihre Mütter. Durch

das offene Portal fiel Mondschein in die Halle, und in der Dämmerung trat der alte Diener zu dem Cardinal und sagte schonend leise, als ob eine sanfte, gepresste Stimme nichts Schreckliches sagen könne oder Alles mildere: so haben wir ihn im Felde gefunden! — Die jungen Eheleute waren angekommen, und hatten im Hause nichts als das Brautbett gesehen, und waren dann in Erwartung des Abendessens in den Garten gegangen. Nach einiger Zeit kam die junge Gräfin allein, mit Geschrei nach uns rufend, zurück, und sagte uns mit eilen- den Worten: Wir wandelten im Garten; da rief es außerhalb der Gartenthür im Felde kläglich um Hülfe, wie unter Mörderhand. Francesco — als nämlich der Herr Graf Celana — wollte dem Hülfebedürftigen zu Hülfe eilen — er ließ sich nicht halten — ich rang die Hände, er war schon fort, ehe ich nur zu Besinnung kam; denn es fielen in der Ferne nach einander zwei Schüsse — dann ward es still, und so bleibt es still! Geht, lauft, eilt ihm zu Hülfe! Denn, o Gott, er kommt noch nicht! — So sprach sie und eilte hinauf in das einsame weiße unberührte Brautbett. Wir aber gingen in eben solchem Mondenscheine, wie heute, in das Feld. Wir riefen — Alles still! Wir suchten bis Mitternacht — vergebens! Wir fingen uns an zu fürchten, selbst wenn ein Stern vom Himmel feurig und strahlend niederschöß, entsetzten wir uns, wie vor dem schrecklichsten Blitz. Wir setzten uns in's Gebüsch, und schliefen einen unruhigen Schlaf. Endlich am Morgen fanden wir den Bräutigam, so, o Herr, wie wir ihn hieher gelegt! Ich berichtete der Herrin, daß wir ihn gefunden hätten — sie sprang wie eine Rasende aus aus dem Brautbett, noch in ihren Brautkleidern. Die Sonne schien hell in die Halle. Sie kam bis auf die Treppe, blieb vor Entsetzen versteinert wie ein Marmorbild stehen, starrte noch eine Zeit hieher herab — und war dann plötzlich verschwunden. — Was sollten wir thun? Sie blieb verschlossen. So ist nichts geschehen, selbst kein Wort ward aus dem Hause geschickt; wir wußten, daß Sie kommen würden und haben sehnlichst geharrt! Nun sind Sie selber da, und Alles steht und liegt zu Ihrem Befehl! Eminenz! —

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Mörders.

(Fortsetzung.)

Es war ein Mädchen, jung und von regelgleicher Schönheit. Sie flüsterte, unbemerkt von der Gemeinde, dem Küster etwas in das Ohr, und alsbald wurde ich von diesem auf einen besondern Sitz geführt. Ich betrachtete das Mädchen, ich staunte den himmlischen Ausdruck ihres Antlitzes an; es war mir ein neues Vergnügen, die reinste Unschuld zu schauen; die Luft, in der sie athmete, schien mir nur frommen und heiligen Gedanken Raum geben zu können. Wie ein Thau des

Himmels sank es mitten in meinem tief verdienten Elend, meiner Schwärze und Verworfenheit auf meine Seele, um sie nach langen Qualen zu erfrischen, und die Nebel zu lichten, welche ihre innersten Tiefen umnachteten!

Von dieser Stunde an gab ich mein gewohntes Thun und Treiben auf, und lebte in Zukunftsträumen, deren Süßigkeit mir durch all das Weh, das ich bisher ausgestanden, wohlfeil erkauft schien. Das Geld, welches ich noch besaß, verwandelte ich in Grundbesitz, arbeitete Tag und Nacht, und das Glück zürnte mir nicht. Das Mädchen war eine Nichte des Geistlichen, der an jenem merkwürdigen Sonntage in der Dorfkirche den Abend-Gottesdienst gehalten hatte. Es brach zwischen ihm und seinen Pfarrkindern eine Streitigkeit wegen des Behendens aus, und die kleine Gemeinde, so feiðlich als ich kam, ward jetzt die Beute der heftigsten Zwietracht. Die Unzufriedenen nahmen an Zahl zu, und wurden immer hartnäckiger, vielleicht auch weil ein Fremder, der kaum erst in die Gemeinde getreten war, sich ihrem Beginnen widersetzte. Dieser Fremde war ich selbst, und welche Ausbrüche von Bosheit ich mir dadurch auch zuzog, so fühlte ich mich mehr als hinlänglich durch die Vertraulichkeit entschädigt, welche dies zwischen mir und der Familie des Pfarrhauses zuwege brachte. Je mehr ich das junge Mädchen kennen lernte, deren Antlitz mich wie ein Zauber an dieses feiðliche Dasein gefesselt und die Erinnerungen an meine traurige Vergangenheit verdrängt hatte, desto mehr ward mein Herz durch eine Liebe erfüllt, die ich zwar damals noch nicht gestand, aber später, als mein zunehmender Wohlstand es erlaubte, nicht gänzlich zu verbergen im Stande war.

Es war eine seltsame Erscheinung, daß ein so verderbter und ruchloser Mensch wie ich bei diesem frommen Wesen Zuneigung erwerben konnte. Vielleicht wußte sie kraft jenen geheimnißvollen Ahnungen, die dem weiblichen Herzen inne wohnen, daß sie keinen geringen Einfluß auf mein Schicksal ausgeübt habe; daß meine Seele vor der ihrigen sich neige, und daß, um mich ihrer würdig zu machen, und in mir eine höchst wundervolle Veränderung, deren segnenbringendes, irdisches Werkzeug sie gewesen, vorgegangen sein müsse.

Vielleicht entdeckte sie auch unter dem rauhen Außern böser Angewohnungen und früher Entartung etwas nicht ganz Niedriges, etwas Edles, das ich dem ehrenwerthen Stamme, dessen Namen ich geschändet, verdankte. Sie sprach, sie verweilte bei mir, wenn wir uns zufällig trafen, ja sie suchte die Gelegenheit, mir zu begegnen, auf, wenn sich diese nicht von selbst machte, und einmal, ein einziges Mal nur gewährte sie mir eine geheime Unterredung.

Selig, unendlich selig waren die Worte, die an jenem Abend zwischen uns gewechselt wurden. Ich gestand ihr meine Liebe frei, und ward ohne Widerwillen angehört. Ich fragte, welche Hoffnung auf Erfolg ich bei jenen habe, unter deren Vormundschaft sie lebte. Sie eröffnete mir, daß meine Bewerbung von ihren

Verwandten nur abschlägig beantwortet werden könne, denn sie sei seit langer Zeit einem benachbarten Gutsbesitzer bestimmt, mit dessen Wohlstand der meinige keine Vergleichung aushielte. Es schien mir, als spräche sie dies mit tiefem Schmerz. Ihre Hand, die in der meinigen lag, bebte, als sie mir ihren Widerwillen gegen den Mann, dessen Gattin sie werden sollte, zu erkennen gab. Ein unverständlicher Ton — vielleicht von einem Worte, das sie nicht auszusprechen vermochte, — vielleicht von einem Seufzer — machte das Maß ihrer

mittelbaren Geständnisse voll. Ich fragte sie, ob sie mich liebe, ob sie mich dereinst lieben könne? — Stillschweigen war die einzige Antwort.

Sie verzweifelte an einer jemaligen Einwilligung ihrer Verwandten und mit der mir zur anderen Natur gewordenen Herzlosigkeit, entwarf ich zur Stelle einen andern Plan, um die Befriedigung meiner Wünsche zu erreichen.

(Beschluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Leipzig.

(Fortsetzung.)

5.

Der Buchhandel. Die Schriftsteller. Die periodischen Blätter.

Der Handel mit Ideen steht unter eben so schlechten Aussichten, wie der Handel mit Materien. Während das lesende Publikum sich täglich vergrößert, verschlechtert sich doch der Buchhandel, ein Widerspruch, der sich bei näherer Beleuchtung des Gegenstandes auflöst. Der Hauptgrund des Uebels ist, daß Jedermann, sei er, wer er wolle, ein Buch drucken lassen und verkaufen kann und sich dann einen Verleger nennen darf. Hilf Himmel! wie viel Verleger zählt Deutschland. Ihre Zahl kommt bei uns im Verhältniß der der Schriftsteller gleich. Jeder Buchdrucker macht sein Buch auf eigene Rechnung zusammen und ist ein Verleger; jeder Leihbibliothekar schickt ein schlechtes Romänchen, eine Sammlung Stommbuchsaufzüge u. s. w. auf die Leipziger Messe; jeder bankrotte Kaufmann, jeder Gelehrte ohne Anstellung sucht sein Heil im Buchhandel. So kommt es, daß mit Sinn und Unsinn, Geschmack und Ungeschmack zum Tagelicht hineingedruckt wird, und man muß billig erstaunen, wie diese Masse meist schlechter Waare nur noch einen Markt findet. Es hilft nichts, daß alljährlich eine Centnermasse von Krebsen wieder zurück wandert in den fruchtbaren Schooß der Mutter, die ewig kreisende hat unterdessen schon eine Unzahl neuer unreifer Geburten zu Tage gebracht. Ein Glück ist es, daß nebenbei auch die vortrefflichsten Werke in allen Wissenschaften, in Kunst und Poesie gedruckt werden; aber ein Unglück für die bessere Literatur ist es doch, daß jener Reichtum den Markt überschwemmt und dem Verkauf eines guten und deshalb theuern Buches theilweise verleitet. Wie viel Schosel kommt nicht unter dem Namen „Roman“ alljährlich aus gewissen Fabriken zum Vorschein. Der Verfasser erhält einen Thaler für den Bogen Honorar und steht sich bei dem reichlichen Tagelohn gut. Er hat in zwei Wochen 24 Thlr. verdient. Der Buchdrucker erhält 2 Thlr. für den Druck eines Bogens, der Ballen Böschpapier kostet 10 Thlr. Der Herr Verleger stellt also 500 Exemplare des 24 Bogen starken Romans mit circa 100 Thlr. her. Er kann das Exemplar zu 16 gr. verkaufen, kann 50 Procent Rabatt geben, kann die Hälfte zu Makulatur machen und findet endlich doch seine

Rechnung. Der Leihbibliothekar greift gern nach dem billigen Roman, denn er hat eine Menge Leser, denen es ganz gleichgültig ist, was sie lesen; sie wollen sich angenehm unterhalten, und je toller es in den Büchern hergeht, desto lieber ist es ihnen. Sie zahlen ihren Groschen für jedes Buch, heiße es wie es wolle, und der Leihbibliothekar findet auch seine Rechnung dabei. Wie aber kommt der Verleger des guten Romans zurecht, der ihm bei derselben Stärke auf 500 Thlr. zu stehen kommt? Wenn wir einmal die Wohlthat der Pressefreiheit nicht genießen sollen, so ist es nothwendig, daß der Staat seinen bereideten Censoren befiehlt, auch ein Augenmerk auf die Subeleien zu richten, die der bessern Literatur den Markt verderben. Es hängt ja die geistige Bildung der untern Stände des Volks davon ab, was sie lesen. O man ist in dieser Hinsicht von oben her so leichtsinnig, als hätte die Volksbildung gar nichts zu bedeuten.

Die Leipziger Commissionäre stehen sich noch am besten dabei. Sie beziehen ihre Procente, es mag kommen, wie es will. Aber wo steht denn geschrieben, daß Leipzig der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels oder daß überhaupt ein solcher Mittelpunkt in Deutschland nothwendig sei. Wo hat denn England, wo Frankreich einen solchen Mittelpunkt, und ich dünke doch, der Buchhandel dieser Länder ließe den unsrigen ein gut Stück Wegs hinter sich zurück. Man gebe dem Buchhändler in Deutschland ein Recht, es zu sein, man verpöne den Nachdruck, man verlehre einen unternehmenden Verleger nicht, und das Andere wird sich finden. Ich bin da auf einen Unfug gekommen, der wohl eine Rüge verdient, nämlich auf die ewigen Hätteleien, Eifersüchteleien u. dergleichen der Buchhändler unter einander. Macht Einer etwas mehr als die Andern, hat Einer mehr Glück, als der Andere, gleich hackt und kappt die ehrsame übrige Gesellschaft auf ihn, und lassen sie diesen aus dem Auge, so schimpfen sie selbst auf einander u. dergleichen. Es ist wirklich göttlich, diesen Herren in der Buchhändlermesse in Rudolph's Garten in Leipzig, wo sie meist zusammen zu kommen pflegen, zuzuhören. Jeder betriffelt, tadelt u. dergleichen den nächsten, der in der anstößenden Laube sitzt. Es muß und wird noch dahin kommen, daß die Schriftsteller ihre Bücher selbst drucken lassen und verkaufen, und hier und da ist der Anfang dazu schon mit Erfolg gemacht worden. Leipzig hat nahe an sechzig Buchhand-

lungen, aber nur wenig bedeutende Verleger. Barth, Brodhaus, Hartmann, Ernst Fleischer sind die vier bedeutendsten derselben.

Da Leipzig viel Gelehrte hat, so hat es auch viel Schriftsteller, dies ist eben kein Schluß, der sich von selbst versteht, aber in Leipzig ist so ziemlich jeder Gelehrte ein Schriftsteller, ja — was noch mehr zu verwundern ist — es gibt sogar eine Anzahl Schriftsteller hier, die keine Gelehrte sind, und nicht einmal auf den leeren Titel einen gerechten Anspruch machen dürfen. Ich will keinen Namen nennen; denn wenn man mit Steinen nach den Hunden wirft, so beißen sie, und meine Beinkleider sind mir zu lieb, um sie mir von solchen Kläffern zerreißen zu lassen, deren Lebenselement Klaffen ist und die ihr Leben dadurch fristen, daß sie von den Knochen nagen, die von des reichen Mannes Tische geworfen werden. In Leipzig wird man schon wissen, wen ich meine. Vor allen ein sehr heißiges Pologneserhündlein, ein giftiges Thier, das nicht müde wird, sein zartes Stimmchen kläffend zu exerciren, das allen andern größern und gleich kleinen Hunden, die zu ihm stehen und bei ihm halten, hündisch freundlich wedelt, all n vernünftigen Menschen aber, denen das elende Treiben solcher Viehbrut zuwider ist, die Zähne weißt und sie bellend verfolgt. Hündlein, Hündlein, schweig! und wenn D Dich noch mehr ereifert und noch mehr Galle ausströmt, Du bleibst doch ein Pologneserchen, und Niemand hält Dich für einen Bullenbeißer, wofür Du gar zu gern gelten möchtest.

Ich unterlasse es, auf einzelne Schriftsteller einzugehen. Im Ganzen genommen ist wenig Genolität in Leipzig zu Hause und die dortigen Druckerpressen erliegen nicht der allzugroßen Last des Geistes.

Die Zeitungen, welche in Leipzig erscheinen, sind 1) die politische, seit dem November 1830 in größerer Form und mit verbesserter Einrichtung; ob mit mehr Geist als sonst, müssen wir bis Dato unentschieden lassen; doch hoffen wir vom Herrn Hofrath Hase, des ersten der Herausgeber, daß auch der Geist noch hinzukommen werde. Die alte Grieshammersche Zeitung unter der Redaktion zweier Grieschel suchte ihres Gleichen an — Nüchternheit und Unbedeutendheit, so daß sich die Leipziger endlich selbst darüber beschwerten — und das will viel heißen. 2) Das Vaterland, vom Herrn Prof. Wachsmuth herausgegeben, zählt die gelehrtesten und bedeutendsten Männer des Königreichs Sachsen zu seinen Mitarbeitern. Uns ist davon noch nichts, zu Gesicht gekommen, als die Ankündigung, und diese ist in unsern Blättern bereits besprochen worden. 3) Die Sachsenzeitung. Verleger und verfolgt hat sie sich nicht nur erhalten, sondern erkräftigt und ist jetzt ein seinem Zwecke vollkommen entsprechendes Volksblatt für Sachsen. Es ist wahr, ihre frühern Redactoren hatten eben nichts gethan, ihr Eingang beim Publikum zu verschaffen; seit sie nichts mehr mit ihr zu schaffen hatten, sorgte die Zeit selbst für sie, und sie ist nun zum Sprachsaal für die Interessen des gesammten sächsischen Volkes geworden. Sie verdient aber auch außerhalb Sachsen gelesen zu werden! Ihr schönes Papier, ihr elegantes Aeußere, und endlich ihr

höchst billiger Preis empfehlen sie noch ganz besonders. Nur bessere Gedichte sollte sie bringen. Viele im alten Jahrgange, vorzüglich gegen Ende desselben, sind — gelinde gesagt — sehr geschmacklos; doch geben wir gern zu, daß der Herausgeber gegen manchen patriotischen Poetaster ein Auge zudrücken muß.

4, 5 und 6) Die Zeitung für die elegante Welt, die Modezeitung und die Blätter für lit. Unterhaltung sind früher schon hier besprochen worden. Wir wissen nichts zu jenem Urtheil hinzuzusetzen. 7) Das Leipziger Tageblatt ist eigentlich nur für Annoncen bestimmt. Die Theaterkritiken, welche es im Jahre 1830 gebracht hat, sind das non plus ultra von Geisllosigkeit und Parteilichkeit. Mit Recht nimmt Niemand Rücksicht darauf, es müßte denn die preclöse Posierlichkeit sein, mit welcher ihr Verfasser, Herr Friedrich Gleich, sich in die Brust wirft, von seiner Infallibilität mit Wichtigkeit spricht und sich im Ernst stellt, als hinge von seinem Urtheile das Wohl und Wehe der Menschheit ab. So etwas ist freilich höchst komisch und schon zuweilen der Beachtung werth, wenn man gerade sich mit nichts Ernstem beschäftigen will oder kann.

Einige hiesige Schriftsteller lassen ihre Blätter in Altenburg und Halle herauskommen; sie sind also keine Leipziger Blätter und werden deshalb nicht weiter besprochen. Seit Anfang dieses Jahres gibt Herr Prof. Schüz wöchentlich ein Blatt zur Zeitschrift Janus, welches sich ganz allein mit Leipzig beschäftigt, heraus, während das zweite Blatt jeder Woche nur Dresden bespricht und von Herrn J. Meynert heraus gegeben wird. Jedenfalls ist dies ein sehr zeitgemäßes und zweckdienliches Unternehmen, wie der Berliner Courier zur Genüge bewiesen hat. (Fortsetzung folgt.)

B u n t e s .

(Jüdischer Witz.) Ein christlicher und ein jüdischer Geistlicher begegneten sich vor der Dreifaltigkeitskirche in P—. Ersterer fragte den Letztern: Wissen Sie auch, was das zu bedeuten hat? indem er auf den am Frontispice befindlichen Triangel zeigte. Was werd' ich nicht wissen, antwortete der Rabbi, das stellt vor die Dreifaltigkeit. — Aber können Sie mir auch eine Erklärung davon geben? fragte der Pfaffe. — Warum nicht? das dort oben ist die Dreifaltigkeit, wir Beide hier sind die Zweifaltigkeit, und wenn ich weggehe, sind Ew. Hochwürden die Einfältigkeit.

(Gelehrte Narren.) So wie die ernstesten Leute den besten Spaß liefern, so bietet auch kaum ein anderer Stand solche Lächerlichkeiten dar, als der ehrwürdigste aller, nämlich derjenige, welchen die Gelehrten bilden. Und hier sind es weniger noch ihre Pedanterien als ihre Absurditäten, ihre ungereimten Meinungen und Behauptungen, was uns Stoff zum Lachen gibt. So behauptet Henrion, einst Mitglied der französischen Akademie, Adam sei 123 Fuß und 8 Zoll hoch gewesen, Eva aber 118 Fuß 9½ Zoll, Noah 103 Fuß, Abraham aber nur noch 28, Moses 13, Hercules 10, Alexander der Große 6, Julius Cäsar 5 Fuß und etliche Zoll. Die beiden letztern Data glauben wir und noch überdies, daß dieser abnehmenden Reihe zufolge Herrn Henrions Verstand winzig klein gewesen sei. — Aber die Deutschen bleiben billig nicht zurück, wo es die allersonderbarsten Meinungen gilt; so hält ein gewisser Witte die Aegyptischen Pyramiden für — Vulkanische Produkte! —